

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Saar schlug sofort einen andern Ton an. Erich merkte diesen Widerspruch nicht, so tief war er wieder in seine Gedanken versunken.

„Baumeisterchen — na, Sie werden doch nicht etwa den Kopf hängen lassen? Wer Ihre Fräulein Schwester kennen gelernt hat, der weiß, daß sie fest auf den Füßen steht, wie selten ein junges Mädchen. Fräulein Voite Wölflin weiß, was sie tut.“

Erich starrte noch immer vor sich hin. Die Unterhaltung wollte trotz aller Bemühungen Saars nicht mehr in Gang kommen. Er stand auf und empfahl sich in freundschaftlichster Weise.

An der nächsten Allee-Kreuzung blieb er stehen und sah zurück.

„Der Dieb hat gefressen, Freundchen. Famoser Stil, dies „Wurzelgedes Mittelalter“! Weiter, Adalbert! Jetzt knüpft mir den Mondscheinheiligen vor. — Spitz' die Ohren, Waldemarchen! Nur ein Tropfen, das genügt.“

Zuvor zog er noch einmal einen Brief aus der Tasche und sah ihn schnell durch.

„Wie war das?“

„Lieber Adalbert! In Eile tu mir einen Gefallen. Telegraphiere mir ein Wort, ja oder nein! Ist Voite Wölflin in Bronin angekommen? Dietrich.“

Saar zwinkerte mit den Augen und lächelte diabolisch. „Ausgezeichnet, mein Junge! „Absolute Diskretion!“ Sollst du haben, Ehrenwort! Das andere ist meine Sache.“

Auf der Bank am Bootsplatz fand er Waldemar Rothkirch. Die beiden Brüder waren sozusagen unter seinen Augen aufgewachsen. Sie duszten sich. Freilich — die Freundschaft mit dem jüngeren Waldemar war längst in die Brüche gegangen; mit Dietrich stand er gut.

„Guten Tag, Wald! So allein?“

Waldemar sah müde auf.

„Guten Tag — wie geht's?“

„Danke, lila, wie immer. Es ist heute verdammt still auf Bronin. Ich hatte mir Pfingsten ein bißchen anders gedacht.“

„Ich auch.“

„Schade, daß Fräulein Wölflin nicht pünktlich gewesen ist. Sie flattert wirklich wie so'n frischer Wind durchs Land. Aber mach' er was!“

Waldemar sah den Direktor freundlich an.

„Ja, was sagst du dazu? — Rund heraus, Adalbert, du bist ein weitgereister Mensch, hast was erlebt. Was sagst du dazu?“

Saar machte eine zurückhaltende Geste.

„Lieber Wald, ich mische mich nicht gern in anderer

Leute Sachen. Was ich zu dem Fall denke, behalte ich lieber für mich.“

Er sah mit Befriedigung, wie seine harmlos hingeworfenen Worte in Waldemar einen Sturm ansachten. Seine Augen wurden ganz weit, und er sprang auf.

„Tu mir den Gefallen, Adalbert, nimm kein Blatt vor den Mund! Es bleibt unter uns.“

Der Direktor sah ihn zögernd an.

„Nur unter dieser Bedingung. Absolute Diskretion, auch keine Andeutung oder indirekte —“

„Absolute Verschwiegenheit, Adalbert. Du kennst mich.“

Saar rückte ganz nahe heran. Mit unendlichem Wohlgefühl träufelte er seine Worte in das Ohr seines arglosen Hörers.

„Zweierlei ist doch klar, Waldi. Einmal, daß das junge Mädchen etwas — na, sagen wir: recht Schlimmes erlebt haben muß, sonst würde sie nicht nach dem Ausland ausrücken, so über Nacht. Und zweitens — ja, mein lieber Junge, gesagt muß es wohl werden, wenn ich es auch nur im Gefühl habe und keinen Beweis anführen kann — also, es muß mit einem von Bronin zusammenhängen, sonst würde sie Bronin, das sie liebt, nicht so unglaublich meiden.“

Waldemar war bleich wie Kalk geworden. Seine Rechte krampfte sich in Saars Oberarm. Kaum hörbar zischte er hervor:

„Du — du meinst — Dietrich!“

„Wer sagt das? — Ich meine niemand, und Dietrich — Junge, das ist doch wohl ausgeschlossen. Nun tu mir einen Gefallen, lassen wir die Sache ruhen. Ich möchte mir nicht den Mund verbrennen. Nur eins: Es liegt wie ein Fluch auf Bronin, wir sollen wohl nicht zur Ruhe kommen.“

Dann sagte er Waldemar mit einem Blick voll wärmer Freundschaft an der Hand.

„Wenn du irgend etwas auf dem Herzen hast, Waldi — hier, hier kannst du dich erleichtern. Es gibt wohl keinen auf Bronin, der die Jahre so mit euch verwachsen ist wie ich. Also — immer zu deiner Verfügung, und zu jeder Gefälligkeit wie stets schon bereit. Adieu, mein Junge!“

Als er Waldemar den Rücken gekehrt hatte, biß er sich in die Unterlippe und kniff schmerzhaft die Augen zu.

„Pfeil Nummer zwei! Ins Schwarze! — Wenn ich jetzt den Alten hier hätte. — Morgen ist auch noch ein Tag.“

Luftig preisend schlängelte er sich durch den Park nach seiner Wohnung. Am liebsten wäre er noch zu Frau Nataly hinübergewandert.

„Langsam, Adalbert! Das werden die andern schon besorgen.“

Den Brief Dietrichs schloß er sorgsam fort.

„Das ist ein Dokument, mein Junge. Das kann ich dir sagen: Ich hätte das nicht geschrieben! Eher hätte ich mir die Finger abgehakt. Liebe macht blind.“

Befriedigt strich er sich den kurzen Schnurrbart.

„Wir sollen wohl nicht zur Ruhe kommen — es liegt wie ein Fluch auf Bronin!“
 Wie ein Messer hatten diese Worte Saars in die Seele Waldemars geschnitten. Nun ließ ihm der Gedanke an Dietrich keine Ruhe. Er suchte Susanne allein zu treffen. Endlich fand sich ein Augenblick, wo er sie ungeschen beiseite nehmen konnte.

„Ein Wort, Susi! Ich wollte es für mich behalten. Aber es geht nicht. Ich sehe über Bronin ein Unwetter heraufziehen, und wehe den Unschuldigen, auf die es mit herunterschmettert. Ein Wort drum, Susi, nur für uns. Hat Lotte Wölflin etwas mit — mit — Dietrich?“

Er presste die letzten Worte mühsam aus der Kehle, in der ihm ein Feuer brannte.

Susanne kam die Frage so unvermittelt, daß sie zuerst sprachlos dastand. Waldemar sah die Schwester leicht erblaffen. Er dachte, die Erde müsse sich unter ihm auf tun. Die Arme hingen ihm schlaff herunter. Sein Gesicht wurde ganz grau. Er sah nur noch Schatten vor sich.

„Schwestering!“ stöhnte er dumpf. „Ich habe es geahnt. Damals, ich schrieb es dir, damals wußte ich, es nimmt kein gutes Ende!“

Susanne sprach ihm gültlich zu.

„Ich weiß ja nichts, Waldbi, gar nichts weiter, Dietrich hat Lotte ein paarmal gesehen, weiter nichts. Um Gottes willen, ich — ich — wie kommst du auf diese Gedanken?“

Waldemar nahm sich zusammen und lenkte zurück.

„Sei ruhig, Susi, ich meinte nur so. Ich hatte das Gefühl, daß dort ein Zusammenhang besteht. Es ist gut!“

Sie faßten sich bei der Hand und gingen in den Park. Ihr Gespräch ging um Lotte. Waldemar blieb stehen.

„Wie ist's mit Saar, wie steht er zu euch?“

„Saar ist falsch. Von einer unausstehlichen Liebenswürdigkeit. Sieh dich vor, Waldbi. Er ist aalglatt und immer hinten herum. Du kennst ihn ja. Er ist nicht anders geworden. Mich beschleicht er wie ein ahnungsloses Wild. Du weißt, worauf er rechnet. Nie, Waldemar, nie!“

Waldemar drückte ihr die Hand.

„Er soll sich vor mir in acht nehmen, Susi. Wenn ich hier auf Erden auch nichts mehr zu tun habe — ich will auf der Lauer liegen, daß euch nichts geschieht, dir und Lotte Wölflin. Ich traue ihm alles zu, alles!“

Er konnte den nächsten Tag, der Dietrich brachte, kaum erwarten. Als der Fufar aus dem Wagen stieg, stand er beiseite und bohrte den prüfenden Blick in Dietrichs Züge. Sie waren matt und schlaff. Waldemar lauschte auf jedes seiner Worte, beobachtete jede Bewegung. Als und zu warf er harmlos eine Frage in die Unterhaltung. Als er zu Bett ging, war es ihm klar, daß Saar mit seinem Scharfblick ihn auf den richtigen Weg gewiesen hatte. Er wußte, was er nun zu tun hatte.

Am nächsten Morgen ging er mit Dietrich zu den Booten.

„Was sagst du, Diet, daß Lotte Wölflin nicht gekommen ist?“

Er sah den Bruder scharf ins Auge. Dietrich fühlte das und wich den Blicken des Bruders aus. Etwas nervös antwortete er:

„Was fragst du mich?“

„Du kommst doch von Berlin.“

„Na, und? — Bin ich denn Lottes Aufseher?“

„Mein Gott, ich frage doch nur. Ich finde, du bist in schlechter Stimmung. Sag' mal, dieser ewige Dienst ist wohl eilig, dieser tagtägliche Drill, Kasernenhof, Reitstall — Reitstall, Kasernenhof?“

Dietrich fiel ein Stein vom Herzen, als Waldemar abschweifte. Aber die Nähe des Bruders war ihm peinlich. Er schüttelte plötzlich Kopfschmerz vor, daß aus der Bootpartie nichts wurde, und ließ sein Pferd satteln.

„Ich muß mir im Sattel Bewegung machen.“

Mit namenloser Bitterkeit sah ihm Waldemar nach.

Dietrich kürzte seinen Urlaub ab.

„Er ist vor mir geflohen, Schwestering!“ sagte Waldemar zu Susanne, die nicht wußte, wohin sie ihren Schmerz verbergen sollte. Sie wurde von einer tiefen Melancholie erfaßt. Ihr Herz war todwund, als sie wahrnahm, daß Erich Wölflin ihr nicht mehr mit der alten einfachen Herzlichkeit gegenübertrat. Er war förmlich in seinem ganzen Wesen, sagte nie mehr „Liebes Fräulein Susanne!“ und einmal —

sie irrte sich nicht — wich er ihr so deutlich aus, daß sie schluchzend auf ihr Zimmer stüchelte und sich ausweinte.

Auf Bronin wurde es stiller als je zuvor.

25. Kapitel.

In dieser Zeit kam über den Freiherrn v. Rothkirch eine seltsame Unruhe. Frühmorgens um fünf Uhr war er schon in den Ställen. Den Schloßbau trieb er mit einer nicht zu verbergenden Hast vorwärts. Die Flügel standen gegen Ende Juni im Rohbau fertig. In vier Wochen sollte die große Kuppel abgewölbt sein. Auf den 31. Juli hatte er mit Wölflin das Richtfest angelegt.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Baumeister“, sagte der Freiherr zu Wölflin. „Dann können wir ja in Ruhe die Ernte zu Ende bringen.“

Das Richtfest sollte eine große Feierlichkeit werden. Die alte Mümmri-Kastarin traf beizeiten umfangreiche Vorbereitungen, trotzdem die Hauswirtschaft ihr immer größere Arbeit machte. Für die Innenarchitektur kamen Scharen neuer Handwerker. Erich Wölflin, der in den letzten Wochen Uebermenschliches geleistet hatte, konnte sich etwas zurückziehen und ließ nun Gerhard Ladenburg den Vortritt. Hinter dem Gartenpavillon waren Bauhütten für die Bildhauer, Stukkateure und Maler aufgestellt. Es war ein buntes Treiben. Nur verstohlen kam ab und zu Susanne in die Bau Räume. Dort traf ihr suchendes Auge gewöhnlich nur den jungen Ladenburg.

„Gnädiges Fräulein machen sich jetzt recht rar.“

Sie sah still zur Seite.

„In der nächsten Woche kommen wir an Ihre Zimmer. Da müssen Sie aber öfter heraufkommen. Sehen Sie — mit Wölflin gehen meine Ansichten oft recht weit auseinander. Aber hier, in diesem Punkte, da sind wir ein Herz und eine Seele. „Das wird das Schönste im ganzen Hause!“ hat er mit Blaustift bid auf die Mappe geschrieben. Ich habe mit Rotstift darunter gesetzt: „Selbstverständlich!“ Da — hier steht's. Kann es anders sein?“

Sie wurde ganz rot.

„Eigentlich — sehen Sie, gnädiges Fräulein, da bauen wir also etwas Schönes zusammen, das Allerliebste, was zwei Menschen ausfinden können. Und eines schönen Tages haben wir umsonst gebaut. Da sind Sie weg.“

„Wer ist weg?“

„Sie, gnädiges Fräulein. Da kommt ein Ritter und entführt Sie. Und unser Schmuckkästchen steht leer.“

Sie sah ihn ernst an.

„Die Künstler scheinen ohne Phantasie nicht leben zu können. Sie dürften sich vielleicht sehr irren.“

Dann war sie weg.

(Fortsetzung folgt.)

U x.

Novelle von Alexander Castell.

Es hatte die ganze Nacht gestürmt, und man konnte keine zwanzig Meier weit sehen. U x schlief sich wie ein langer, schwächiger Fisch, dessen blinkender Rücken zuweilen aufstande, durch die schwarze, kochende Flut, die am Kommandoturm aufjagte, über das Deck wegtegte und wieder mit einem dumpfen Gehämmern auf dem Bootsrumpf zusammenbrach.

Jansen stand am Kommandoturm und starrte nach dem Bug, der wie eine feine Klinge in den Gischt schnitt, und darüber hinaus in die Dämmerung, die von tausend nassen Strähnen durchschuürt zu sein schien, die wie eine geheimnisvolle und wieder drohende Mauer da stand, und in die er jetzt Stunde um Stunde mit ruhigem, gespanntem Gesicht hineintrat. Gleich einem grollenden Loben fühlte er die Flut unter sich, ein dumpfes, gewaltiges Dröhnen drang von unten herauf, dann reckte sich wieder eine wuchtige Woge vor ihm, mit beiden Händen mußte er sich am Geländer halten, vom Bug her kam es, bog die Ventilationschöte, legte den Antennenmast wie eine Gerte nieder. . . . jetzt hatte er es im Gesicht, eilig kalt und beißend wie Feuer, er selbst schien samt dem Periskop geknickt zu werden, wie in einem Kessel schäumte der Strudel um ihn, als wollte er ihn heben, ihn und alles, was um ihn war, gen Himmel saugen.

Aud trotz allem ging es mit achtzehn Knoten Geschwindigkeit gen Westen. Die Dämmerung wurde jetzt grau, ging allmählich ins Gelbliche über, der Regen begann seine Monotonie zu verlieren, und allerlei Farbtöne schienen darin zu schimmern. Jansen drehte sich gegen das Deck um, da stand am östlichen Himmel wie in hellerem Nebel ein weißer, kreisrunder Fleck. . . . die Sonne. Zugleich hörte er das Auspuffrohr der Deltomote

munter vohden . . . Es wurde Tag. Trotz der Kälte, die ihm auf den Armgelenken, den Händen den Wangen brannte, straffte sich sein Körper, und wie ein Lächeln glitt es über sein knochiges, schmales Friesengesicht.

Da tauchte ein Kopf neben ihm auf. Eine Stimme schrie etwas. Er verstand nur: „Telefunkenapparat“. Er ließ seinen Platz dem Stellvertreter und verschwand. Kaum eine Minute war er abwesend, dann stand er wieder oben. Zugleich öffneten sich die Lutens, breite Schultern tauchten auf, Gestalten krochen wie Ragen über das Deck, die Schlotte und Masten wurden sofort verstaubt, die Petroleummotore hatten zu puffen aufgehört, die Mannlöcher waren luftdicht verschraubt, der Beobachtungsturm im Nu verschlossen, indes eine Sturzsee nach der andern an die Scheiben der Lutens dröhnte. Das Boot begann zu tauchen. . .

Jansen stand jetzt im dämmerigen, nur von einer fargen elektrischen Lampe erleuchteten Turm. Draußen war alles dunkel. Tiefblau und wieder schwarz rollte die Flut heran. Man konnte durch das dicke Glas kaum einen Meter weit sehen. Er prüfte das Manometer am Diejen-Steuerstand. Das Boot glitt jetzt in fünf Meter Tiefe mit verminderter Schnelligkeit dahin. Er begann mit dem Perisfop den Horizont abzulesen. Auf der Mattglasscheibe, die schräg unter dem Schrohr lag, flimmerte der Gesicht der See. Da tauchte plötzlich ein hoher glänzender Kamm auf, der einen Strudel von Schaum über das Gesichtsfeld warf, dann wurde die Linie des Horizontes frei.

Er sah nichts, er hatte auch den Eindruck, daß die Schweite bei der dampfenden, nebligen Atmosphäre sehr beschränkt sei. Er war eben von der Telefunkenstation in Z. angerufen worden, daß ein Flieger vor zwei Stunden geschützte Kreuzer unweit der Küste gesichtet hatte. Er hatte darauf den Kurs etwas südlicher genommen und wartete nun. Er war eigentlich nicht sonderlich gespannt. Er hatte noch einen Blick in die Torpedokammern geworfen. Es war alles bereit. Er war nicht erregter, als wenn er etwa bei neunzig Kilometer Schnelligkeit seinen Rennwagen steuerte. Er hatte eine natürliche Fähigkeit, seine Kräfte für das Ziel zu spannen, Hemmungen auszuschalten. Er erwog nicht etwa die Möglichkeit, in einer Viertelstunde samt seiner Mannschaft mit eingedrückt Tanks hundert Meter unter Wasser zu liegen, während sich das Boot langsam füllte, während die zwanzig Lungen allmählich die Luft aufzogen, bis ihnen die Sinne schwanen, in einer Tiefe, aus der sie kein Zuflucht und keine menschliche Kraft mehr heraufgeholt hätte. Er dachte an dies alles nicht. Er strebte vorwärts.

Ein Maat reichte ihm eben eine Tasse Kaffee, der unten in den elektrischen Löpfen gebraut worden war, als die Scheibe nordwestlich einen Punkt zeigte. Jansen behielt die Richtung bei. Es schien ihm ein Handelsdampfer mit dem Kurs nach Amsterdam zu sein. Westlich wurde die Aussicht wieder trüb. Auch der Dampfer im Norden verschwand wie in einer Wolke.

Dieser Nebel war doch sehr angenehm. Wenn er plötzlich vor ein paar Kolossen stünde . . . ! Eine leise Erregung kam ihm ins Blut. Er würde den nächsten torpillieren, dann das Schrohr einziehen und tiefer tauchen. Vielleicht nach einer Viertelstunde ein paar Meilen östlich einen flüchtigen Blick an die Oberfläche tun. Das war ja alles möglich.

Da kam ein Maat aus dem Torpedoraum und meldete, daß er am Horschapparat die Schrauben eines großen Schiffes höre. Jansen nickte nur. Sein Blick hing wieder an der Scheibe. Tief schwarz und wieder blau schäumten die Wellen um das Perisfop. Wie von tausend Kristallen schien es zuweilen um das Glas zu blitzen. Darüber weg aber war nichts als graue Einförmigkeit. Vielleicht hatte er die Schiffe schon überholt, vielleicht waren sie ein paar Meilen südlicher passiert, vielleicht hatten sie sich auch nach dem Kanal verzogen.

Wenn's nur nicht zu hell, wenn die See nur nicht zu ruhig, zu klar wurde. Er sah auf die Uhr. Es ging jetzt auf halb acht.

Der Maat erschien zum zweitenmal und kündigte an, daß das Schraubengeräusch sich näherte. Jansen schob statt der Scheibe ein schärferes Okular ein und begann wieder den Horizont abzulesen. . . . Aber er fand nichts. Und doch hatte er das bestimmte Gefühl, daß sich etwas näherte, daß etwas Unheimliches von Minute zu Minute näher kam, und daß es einen heißen, entsetzlichen Kampf geben würde.

Daß er aber die Gefahr nicht sah, nicht klar erkannte, daß sie vor ihm wie auf der Lauer im Ungewissen lag, ernervte ihn. Er war kaltblütig und nicht leicht zu erregen, wenn er den Gegner schaute, wenn ihm alle Nerven vibrierten vor Erwartung, wenn ihm die Gedanken wie brennende Schmerzen durch das Gehirn fachen, ja dann wurde er äußerlich ruhig. Dann gab er Befehle knapp und hart, dann waren die Muskeln seines ganzen Körpers gespannt, ein Grauen und zugleich ein Jubel war in ihm, jetzt aber, da er nur sah, aber noch nicht sah, da er den Feind fast auf der Haut empfand, aber nicht vor Augen hatte, jetzt schlich es ihm wie eine grämliche Unruhe ins Blut.

Schließlich konnten sie zwei oder fünf Meilen vor ihm sitzen, mit doppelter Geschwindigkeit ihm entgegenkommen, — wußte er denn, wie weit sein Blick ihn trug? Aber schließlich kam ihm das alles zugut. Wie ein Palm nur, vielleicht auf zwanzig, vielleicht auf fünfzig Meter erkennbar, vielleicht auch nur durch

die weiße Schaumrinde sichtbar, ragte das graue Metallrohr über die Flut.

Wieder erschien der Maat. Er sagte, und sein Gesicht war ganz kraß vor Spannung: „Sie sind näher, sie müssen ein paar Knoten vor uns liegen . . .“ Jansen schrie Befehl hinunter, die Mannschaft war an ihren Posten, die Torpedos klar zum Schuß. Dabei dachte er: „Gott im Himmel, wenn ich sie nur zu Gesicht bekäme, wenn ich sie nur sehen könnte.“

An eine Gefahr dachte er jetzt fast gar nicht mehr. Ein unbändiges Verlangen, etwas zu vollbringen, quoll in ihm auf.

Es vergingen Minuten. Er war immer noch vor dem grauen Finerlei. Für Augenblicke hatte er den Eindruck, daß ihm etwas Großes und Unerhörtes in diesem Moment wie Sand oder Wasser in den Fingern zerrann. Ein brennender Aerger, eine bittere Ratlosigkeit durchbebt ihn. Schließlich lag so viel am Zufall; was nützte es, Mut zu haben . . .

Da sah er wieder das Gesicht des andern vor sich. Als ob er verzweifelte, stammelte jener: „Sie müssen ganz nah sein . . .“

Jansen machte eine wütende, rauche Handbewegung . . . da, fast im selben Augenblick tauchten kaum eine Meile südlich im Nebel drei Punkte auf. Waren es Schiffe oder Phantome, — sie näherten sich. Es lief ihm wie ein heißer Schauer über das Genid, er drehte nach der Richtung ab, schrie Worte, die wie Hiebe hinunterfielen.

Fast zu gleicher Zeit ging ein Ruck durch das Boot. Als ob es mit einem schweren Balken zusammengestoßen sei und man den weggeschoben hätte, erbeute das Schiff. Am Bug schoß jetzt aber eine weiße Schaumkrone auf und dem Boot voraus, ein weißer Kamm, der sich wie etwas Spielerisches und Gischthaftes in die Ferne versog.

Jansen hatte jetzt den Kurs geändert und stand mit großen Augen vor dem Okular. Wieder schrie er: „Torpedo klar, los!“ wieder ein dumpfer Ruck, das Boot verlor an Tiefe, unten strömte Wasser in die Tanks, jetzt stand es wieder im Gleichgewicht.

Er zählte nun die Sekunden und die eigenen Herzschläge. Es war ihm, als ob sich eine kruste Eis um seine Herzmuskeln gelegt hätte, als ob ihn eine lähle Hand da faßte und unkräftete. Feine, schwebende Schmerzen zogen ihm durch das Gehirn, fast wie eine beklemmende, atemraubende Melodie. Er dachte: „Sie werden es jetzt bald sehen müssen, das Ungeheuer, das sich wie etwas Entsetzliches herannah. Sie werden es auf zweihundert, auf hundert Meter sehen müssen, und sie werden den Kurs nicht mehr ändern können, sie werden mit offenen Augen in den Tod hineinfahren. Der da wie ein höllisches und schlantes Ding aus Stahl mit grauenhaften Kräften gefüllt, herangeleitet . . .“

Jansen öffnete den Mund, als ob er einen Knall variieren müßte, schloß ihn wieder . . . aber vorn geschah nichts. Mit brennenden Augen starrte er auf diesen runden Spiegel, der ihm in einem kleinen Kreise etwas so Erregendes, etwas von so lähmender Gewalt zeigte, daß er während Sekunden einer Ohnmacht nahe war, daß er Feuer in den Schläfen, hämmern des Blut in den Augen fühlte . . . es geschah immer noch nichts . . . er sah jetzt wieder nur einen Kreuzer, der ziemlich südwestlich vor ihm stand. Wenn die beiden Schiffe gefehlt waren . . . aber war es möglich, daß sie gefehlt waren?

Immer noch nichts. Ein tiefer Gram wollte ihn niederbeugen, eine bittere Enttäuschung spielte um seinen Mund. Zugleich sah er viel näher, eigentlich sehr nahe kleine schwarze Kamine . . . Torpedoboote . . . fuhr's ihm durch den Kopf.

Aber jetzt, er mußte sich mit beiden Händen fügen, ihm schwindelte . . . jetzt stieg vorn ein riesiger, weißer Wasserturm empor; als ob er das Schiff umhüllen, mit einer mächtigen Fontäne überschütten wollte, ging der Strudel hoch, dann bligten gelbe und rote Stichflammen hinein, vom Kreuzer war nur noch ein Schatten zu sehen. Wie in feinen weißen Nebel war plötzlich alles gehüllt. Erst jetzt hatte Jansen das Gefühl, als ob der Donner über die Flut herkäme, ein Knall, der ins Wasser schnitt, die Tiefen aufwühlte . . . Wie sich die Aufruhr gelegt hatte, neigte sich der Kreuzer schon nach der Steuerbordseite.

U x drehte eben nach Norden ab, da geschah das Unerwartete. Kaum zweihundert Meter vor ihm tauchte ein schwarzer, spitzer Rumpf auf. Er stand plötzlich wie etwas ganz Klares ins Okular eingezeichnet. Für Sekunden sank es tiefer ein, dann wurde das Bild wieder deutlicher . . . Ein Torpedoboot. Es kam mit großer Geschwindigkeit heran und mußte U x in spätestens einer halben Minute kreuzen.

Jansen fühlte ein Entsetzen, das ihm wie ein kalter Schauer über die ganze Haut rieselte. Ohne seinen Blick vom Okular zu wenden, schrie er Befehl um Befehl. Dabei zählte er Sekunden. Wenn sie nicht sofort tiefer kamen, und es war dafür nach menschlichem Ermessen zu wenig Zeit, dann wurde das Boot gerammt.

Er fühlte sofort, wie die Spitze sich senkte, es war zu wenig Zeit . . . himmlischer Vater, es war zu wenig Zeit. Für ein paar Sekunden wurde ihm alles schwarz vor den Augen, er sah einfach nichts mehr. Der Schweiß rann ihm über die Stirne, aber er sah nichts mehr . . . zugleich fühlte er, wie unter ihm fieberhaft gearbeitet wurde, alle wußten, daß es den letzten Kampf galt, alle Kräfte waren in eine einzige Kraft verwandelt, aller Wille war einem einzigen Willen gebeugt, alle leuchteten im selben Atem, alle Herzen hämmerten im selben Schlag . . .

Blüchertisch.

Jetzt war der Feind zwanzig Meter vor dem Bug . . . aber das Boot ging tiefer, nur entsetzlich, grauenhaft langsam.

Janßen hielt das Eisengeländer wie in einem Krampf umklammert. Er dachte: Sie sollen mir hineinfahren, mitten ins Gehirn. Es war ihm, als ob er für alle dastände, für alle, die unten mit kochendem Blut rangen . . . Es gab keine Hoffnung mehr. Er gab alles auf. Wie etwas Entsetzliches kam das schwarze Ungetüm daher . . . ein Atemzug . . . zwei . . . ein Strachen, das Boot schwankte, drohte zu kippen . . . von oben schoß ein scharfer Wasserstrahl mit tosender Gewalt herein . . . Janßen fühlte den Schuß im Gesicht, und er schrie: „Perisfop gebrochen . . .“ Hände, Schultern kamen herauf . . . der Reserveleutnant war nicht zuzubringen; sie standen schon knietief im Wasser . . . „Alle Schotten schließen!“ gellte es durch den Raum . . . halpte es von Mund zu Mund . . . Und dann war es plötzlich still. Alle horchten auf das strömende Wasser: „An die Pumpen . . .“ „Herr Kapitänleutnant,“ sagte der erste Maat, „die Pression von außen ist sehr groß.“

Janßen dachte mit einem: „Man muß vorwärts kommen, mit jeder Geschwindigkeit vorwärts kommen. Möchte es Stunden dauern, mühte man schließlich freizipern . . . man hielt aus. Man ergab sich nicht. Das Wasser rann immer weiter. Der Strahl wurde dünner, Erbeben, Gebälk . . . alles wurde dagegen gestemmt, aber es wühlte sich, mit einer entsetzlichen, bohrenden, drängenden, verzweifelten Kraft ein.

Die Mannschaft begann schlapp zu werden. Die Anstrengung war martervoll. Die offenen Sauerstoff-Flaschen, und die Kalipatronen, die sie vor den Mund hielten, gaben ihnen ein wenig Frische, aber bald stellte sich Lebelkeit ein.

Janßen selbst hörte ein seltsames Singen in den Ohren. Ihm war, als ob ganz allmählich alle Kraft aus seinem Gehirn dabonginge. Der Zeiger der Tauchermesserschibe zeigte jetzt zwanzig Meter Tiefe. Wenn es noch sehr viel tiefer ging, war das Wasser nicht mehr aus den Tanks zu pressen, war nicht mehr hoch zu kommen. Und über ihnen suchten sie nun die See ab, kreuzten nach allen Richtungen, um ihnen beim Austauchen ein paar sichere Schüsse in die Flanken zu jagen. Es war nicht daran zu denken, in die Höhe zu wollen, es war nicht daran zu denken . . . Er sah wieder den Kreuzer, die Stachlammen, die um ihn züngelten. Er lag sicher jetzt schon viel tiefer als sie selbst.

Janßen stand am Kompaß, wo mit leisem Surren der Kreislauf in einem luftverdünnten Raum in rasender Geschwindigkeit sich drehte und die Linie der Erdoberfläche innehielt. Sie hatten jetzt scharfen Kurs nach Südost. Das Wasser stieg noch immer. Aber man arbeitete nun an den Pumpen. Er überlegte, daß man noch dreiviertel Stunden unter Wasser sein könnte. Es waren jetzt schon acht Mann vollständig schlapp. Bis dann wären mehr als die Hälfte ohnmächtig. Aber zuletzt mußte man hochgehen. Was dann geschah . . . mußte kein Gott.

Eine dumpfe, stickige Atmosphäre begann sich immer mehr auszubreiten. Man hatte jetzt wirklich Mühe, Luft zu schöpfen. Die elektrischen Ventilatoren kauften, aber die Gesichter wurden zusehends blässer, die Augen größer, aufgerissener, und wenn schließlich die Pumpen verlagten, die Brechluftbehälter nicht genügend Kraft gaben, ja dann mußten sie eben auf den Grund sinken.

Janßen hatte jetzt nicht Angst, aber eine brennende Wehmut erfüllte ihn. Er sah Leute um sich, die mit herporquellenden, großen Augen den Wänden entlang standen. Die so schwach geworden waren, daß ein Ruck sie umgeworfen hätte. So ging es entsetzliche Minuten . . . Viertelstunden lang, und dann fühlte er selbst, wie es an ihn kam. Es war ihm, als ob ihm den Atem hinunterginge, aber als ob er ihn nicht mehr herausbringen könnte. Schließlich waren sie bald in einem toten . . . geisterhaften Raum. Er empfand deutlich, wie das Letzte kam. Es ging nicht weiter.

Er schrie einen Befehl, aber er hörte seine eigene Stimme nicht und nur immer das dumpfe Summen in den Ohren. Aber das ganze Boot schien jetzt zu bebem, ein Würgen ging durch seinen Leib, die Brechluft fuhr in die großen Tanks, die Pumpen leuchteten, indes die Mannschaft mit glasigem Blick über den Maschinen lag. Aber es ging höher . . . höher. Als ob alle nur ein Herz hätten, das wachte, daß sich jetzt das Letzte entschied, horchten sie mit gespannten Nerven, mit wahnwichtigen Visionen diesem Kampf. Aber es ging hoch. Vielleicht belamen sie beim Austauchen den ersten Schuß, doch es gab ja keine Wahl. Das Wasser rauschte schon heller, grüner über die Fenster des Oberlichtes.

Als sie die Luken öffneten, war ein grauer Tag. Die See ging hoch, und es begann eben wieder zu regnen. Der Horizont war leer. Sie standen alle da. Der Antennenmast wurde aufgestellt, unten gab der Telefunkenapparat Zeichen. Aber es dachte niemand, daß das, was sie vollbracht hatten, wie ein bligender Strahl um die ganze Erde fuhr und sich in alle Wälder der Welt hineinstrah . . . nein, sie hoben ihre Brüste. Wie Pflanzen, die nach langer Winternacht ans Licht kommen, redten sie sich auf, und keiner von ihnen hatte ein anderes Gefühl, als daß die tiefste der Seligkeiten war: zu atmen . . .

— Lucie Bärna: Gute und böse Geister. Kleine Erzählungen von Gastspiel- und Erholungsreisen. Unter diesem Titel hat die bekannte vielseitige Künstlerin Lucie Bärna vom Berliner Theater ein in lebenswürdigem Plauderton geschriebenes Buch im Verlage des Schweizer Druck- und Verlagskaufes in Zürich erscheinen lassen. Die Künstlerin, welche auch durch ihre humanitären Bestrebungen zur Hebung und Besserung der sozialen Lage besonders der Bühnenkünstlerin bekannt geworden ist, hat den vollen Ertrag der ersten Auflage des Werkes für Zwecke bestimmt, die den tapferen deutschen und österreichischen Helden zugute kommen.

— Bayern-Kalender 1916. Die Wichtigkeit des in diesen schweren Kriegsjahren geprägten Wortes „Reist in der Heimat“ führt kein der deutschen Landeskunde gewidmetes Werk besser und eindringlicher vor Augen als der Bayern-Kalender, dessen Jahrgang 1916 soeben im Verlag von Carl Gerber, Buchdruckerei und Verlagsanstalt München, erschienen ist. Es ist erstaunlich, welche Fülle neuer, künstlerisch eindrucksvoller Bilder aus dem schönen Bayernlande hier wiederum zusammengetragen worden ist zum Lob und Preise der Heimat der ruhmgekrönten Erzhürmer des Zwitain. (Preis M. 1,50.)

— Unsere Seehelden. Die Namen Graf Spee, Weddigen, v. Müller, v. Mücke werden aus dem Gedächtnis des Deutschen Volkes sicherlich niemals verschwinden. Sie haben Heldentaten vollbracht, die unmittelbar den Gang des Krieges beeinflussten und deren Kunde durch die ganze Welt flog. Es soll aber auch all den namenlosen Helden ihr Recht werden, die auf Borwortschiffen, Torpedobooten und unscheinbaren Fischdampfern, auf Düstkreuzern, Luftschiffen und Flugzeugen täglich stille Heldentaten verrichten, von denen niemand etwas hört. Diese Ehrenpflicht will der „Marinedant“ in der von ihm herausgegebenen Marinebant-Bücherei unter dem Titel „Unsere Seehelden“ erfüllen. Zunächst allerdings können in der Hauptsache nur diejenigen von unseren Seehelden gewürdigt werden, die wir schon kennen. Ferdinand Graf v. Spee, der Sieger von Coronel; das Lebensbild eines deutschen Seemanns — nach seinen Erinnerungen bearbeitet von Vizeadmiral Kirchhoff, wird der Titel des ersten Bandes sein, der rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen wird, ein geschichtliches Dokument ersten Ranges und zugleich ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes. Gleichzeitig wird das Weddigenbuch des „Marinedant“ erscheinen: Otto Weddigen und seine Waffe“. Beide Bücher werden im Auftrag und in enger Zusammenarbeit mit den Familien vom „Marinedant“ herausgegeben. „Das Buch der Emden“, die Erinnerungen des Fregattenkapitäns v. Müller, wird allerdings aus naheliegenden Gründen erst später erscheinen können. Dagegen sind die Erlebnisse des Kapitänleutnants v. Mücke, die dem Emdenbuch als Anhang beigegeben werden, soeben als besonderes kleines Buch zum Preise von M. 1,— erschienen unter dem Titel: Ayesha, Fahrten und Abenteuer der Emdenmannschaft von den Kokosinseln bis Konstantinopel. Ein namhafter Novellist hat diese Erlebnisse meisterhaft in erzählende Form gebracht. (Marinedant-Verlag, Berlin S. 42.)

— Das Königreich Polen. Die bekannte Sammlung von Velhagen & Klasing's Volksbüchern (Vielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. Jeder Band 60 Pfg.) steht augenblicklich ganz im Zeichen des Weltkrieges. Den interessantesten und lehrreichen kleinen Schriften über die Taten der deutschen Flotte im jetzigen Kriege, über den Feldmarschall Hindenburg, über die Dardanellen usw. schließt sich als neuester Band eine Abhandlung über das Königreich Polen an. Der Verfasser, Erich Missalek, ist ein gründlicher Kenner der Geschichte Polens, und versteht es vorzüglich, den Leser in vollstündlicher Darstellung mit den mannigfachen Geschichten dieses schwergeprüften Landes vertraut zu machen. Da die Zukunft Polens zu den brennendsten Fragen der Gegenwart gehört, wird diese kleine Abhandlung, die von vielen litterarischen Abbildungen begleitet ist, allgemeinem Interesse begegnen.

Rätsel.

Ohne uns gibt's keinen Frieden,
Ohne uns gibt's keinen Krieg.
Ohne uns gibt es hienieden
Höchstens Kampf, doch keinen Sieg.

Ohne uns kann nie ein Kaiser,
Nie ein Königreich bestehn,
Uns entbehren kann kein Welser,
Ohn' uns gibt's kein Wiedersehn.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

G L U C K
L A H N
U H U
O N
K